Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 213 Bromberg, 22. September 1939

Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.

Urheberschutz für (Copyright by)

Knorr & Hirth, Komm.-Ges., in München.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da steht die Frieda in der Tür, mit einem Päckchen, das der Briefbote daheim abgegeben hat und das ihr bedeutsam genug erschien, um es dem Bruder gleich zu überbringen. Er sieht nach dem Poststempel, zuckt unmerklich zusammen und begibt sich in seine anstoßende Schreibstube, wo er die Hülle löst.

Er hält ein längliches Kästchen in der Hand, und darinnen liegen auf goldgrünen Mistelzweigen ein paar Schneerosen. Sonst nichts. Kein Brief, keine Karte, kein Wort. Aber er versteht auch so. Die bleichen Blumen, über dem weißen Leichentuch der Wintererde erblüht, sind ihr Dank für sein Bildwerk, und der Mistelzweig, die Reif- und Winterrute, mit der Odin Brunhilde und die ganze Natur in Schlaf versenkt hat, soll bedeuten, daß er auch weiterhin schweigen und das Leid schlafen lassen möge.

Er gießt Wasser in ein Glas und stellt den Strauß auf den Schreibtisch. Die Strahlen der Vormittagsonne kommen durchs östliche Fenster herein, kühl und sanft sind sie, ihr Leuchten hat noch nichts von der leidenschaftlichen Kraft des Sommers, ist nur wie ein mütterliches Streicheln. In Gedanken versunken steht Herbert Tillian. Er kennt den alten Apfelbaum im Obstgarten des Marhofs, auf dem die Mistelzweige gewachsen sind; er sieht den Bergwald am Hang der Villacher Alpe vor sich, wo jetzt die Schneerosen blühen und der Pfad zum Dom des Lichts hinanführt. Auf den weißen Blumenblättern liegt ein rosaroter Hauch, und die Fruchtperlen der Mistel glänzen wie gefrorene Tränen. Christrosen und Heiligkreuzholz. Kreuzweg der Liebe. — Welcher Liebe denn?

Mit einemmal scheint alles in einer strahlenden Lichtflut verschwunden und versunken zu sein, und aus dem Leuchten erheben sich vor seinem inneren Auge, in einem Halbkreis rechts und links einander überhöhend und zur siebenten und höchsten ansteigend, die sieben Verkörperungen der einsatz- und opferbereiten Liebe, die das Letzte hingibt für das Kind, für die Familie, für die Heimat, für die Gemeinschaft der Kameraden, für das Volk, für seine wehrhafte Größe in Ehre, Freiheit und Frieden und, alles krönend, für das Ideal und die Kraft der ewigen Idee.

In wenigen Sekunden erlebt Herbert Tillian diese Eingebung und Offenbarung mit einer Tiefe, Glut und Stärke, die ihn der Wirklichkeit entrückt. Er hört die geheimnisvollen Quellen der Volksgemeinschaft rauschen, erkennt, wieviel Opfermut, Selbstverleugnung und grenzenlose Hingabe das Dienen für die Gesamtheit fordert. Was bedeutet demgegenüber der Kummer des einzelnen um eine verlorene Liebe? Die Schaffenskraft ist ihm geblieben, und hat sie das Glück leicht beschwingt und verdoppelt, so hat sie der Schmerz geläutert und verdreifacht. Her mit Granit und Marmor! Es zuckt ihm in den Fingern, die sieben Kreuzwegstationen der opferfreudigen Liebe sogleich zu beginnen.

Kreuzweg? Nein! Siegeszug der ewigen Idee und Erfüllung einer tausendjährigen Sehnsucht: um den Kyffhäuser fliegen die Raben nicht mehr!

Das Läuten der Flurglocke weckt ihn aus seiner Versunkenheit. Die Offenbarung verblaßt. Auch sie dankt er der Traude!

Mit hellen Augen, ein Leuchten auf der Stirn, schreitet Herbert Tillian aufrecht, gediegen und zuverlässig in die Werkstatt zurück, wo mit der Arbeit zugleich das Leben und die Jugend auf ihn warten.

Traudes Bitte

In leidenschaftlichem Schaffensdrang überantwortet sich Herbert Tillian seiner Kunst, aus tausend Brunnen rauscht die Schöpferkraft, und sein Werk wird reich und gesegnet. Traude Tonandinel aber muß in ihrem schönen Heim untätig die Tage verrinnen lassen. Es ist gekommen, wie sie es vorausgeahnt hatte. In der mit Hilfskräften überreich bedachten Wirtschaft greift ein Rad ins andere, alles geht seinen geregelten Gang, und wenn auch die Hausfrau gefragt wird, was heute verrichtet oder gekocht werden soll, so geschieht dies nur wegen der Form und zum Schein. Die gestrenge Justine und ihre geschulten Kräfte kennen ihre Obliegenheiten genau, die Tages- und Wocheneinteilung ist durch vieljährige Erfahrung erprobt, und wollte die junge Frau versuchen, etwas zu ändern, so wäre dies zwar eine Zerstreuung oder bestenfalls eine Beschäftigung für sie, aber keine nutzbringende Tätigkeit; sie würde das Bewährte nicht verbessern, sondern nur Verwirrung stiften und den Leuten überflüssigerweise mehr Arbeit aufhalsen. Und wenn sie die Justine fortschickt, stört sie damit nur dem Gatten die überlieferte behagliche Ordnung und bringt eine brave, alte Dienerin unverdientermaßen ums Brot. Was also?

Sie ist von Jugend gewohnt, sich zu tummeln und zu rühren, etwas vom Fleck zu bringen; Müßiggang ist ihr unerträglich. Soll sie im parkartigen Garten Gemüse pflanzen? Geflügel züchten? Halbe Sachen! Spielereien! Notbehelfe, um die Langweile zu vertreiben! Oder soll sie Wolljacken für die Fürsorge stricken und armen Heimarbeiterinnen den Verdienst wegnehmen? Das ist nicht viel besser, und außerdem spendet Tonandinel, wenn er einen Scheck ausfüllt, in einer Minute mehr, als sie in einem Jahr zusammenstricken kann. Was also?

Ausfahren? Tennis spielen? Ins Kino und Kaffeehaus gehen? Stundenlang beim Bridgetisch sitzen? Gesellschaften geben? Nägel polieren? Das Leben eines Luxusweibchens führen? Dazu ist sie nicht geschaffen. Sie braucht eine Arbeit, die wirklich Arbeit ist, Zweck und Erfolg hat, nützt.

Mit dem Gang der Wirtschaft hatte sie sich rasch vertraut gemacht, und dann wurden die Tage immer leerer, inhaltsloser, eintöniger. Nach dem Frühstück, wenn Tonandinel ins Geschäft gefahren ist, erscheint die Justine und erkundigt sich nach den Wünschen der Herrin. Danach kann sie in den Zimmern zusehen, wie die Mädchen aufräumen, oder sie kann spazieren gehen, es kommt aufs gleiche hinaus. Nach dem Mittagessen wieder nichts. Tonandinel macht sein Schläfchen und geht wieder fort. Schlafen kommt für sie überhaupt nicht in Betracht. Also lesen? Klavier spielen? Rundfunk hören? Ausfahren? Eins so gut und nützlich wie das

andere! Später, zur bestimmten Stunde, bevor der Hausherr heimkommt, stellt sich wieder die Justine ein, mit der Frage, was die Herrschaften morgen zu speisen wünschen. Nun darf sie sagen: Rindfleisch, Kalbsschnitzel, Lungenbraten, Wild, Geflügel — was für eine wundervoll abwechslungsreiche Tätigkeit! Und gewöhnlich hat die Wirtschafterin den Küchenzettel bereits fix und fertig zusammengestellt und sie braucht ihn bloß gutzuheißen, was sie auch tut. Abends sitzt sie mit Tonandinel beisammen, er trinkt eine Flasche seines Eigenbauweins, raucht eine Zigarre, ist der immer gleich aufmerksame Gatte. Manchmal bringt er einen Geschäftsfreund oder Verwandte mit, bisweilen schlägt er vor, einen Tonfilm anzusehen oder ins Kaffeehaus zu gehen. Sie hat es einige Male getan, aber die Lust dazu war ihr bald verleidet. Wenn sie sich an Tonandinels Seite zeigt, sehen sie die Leute so merkwürdig an, neidisch, spöttisch oder auch mitleidig. Die unerwartete Kunde von ihrer Vermählung hatte wie eine Bombe eingeschlagen und wochenlang das Stadtgespräch gebildet. Es gab ja manche, die auf den reichen Witwer gespitzt, ihm schöne Augen gemacht hatten, und denen nun die Felle davongeschwommen waren. Und Neid, getäuschte Hoffnung und Mißgunst sind die tückischsten aller Ehrabschneider. Und so raunte es, entrüstete sich, nahm Anstoß, rümpfte die Nase, spöttelte und zischelte von Mund zu Mund, von einem geneigten Ohr ins andere: Traude Wiederschwing hat ihren Verlobten sitzen lassen und einen Reichen geheiratet. Tonandinel hat sich einfangen lassen, er hätte auch gescheiter sein können, denn man kann sich ja vorstellen, was unter solchen Verhältnissen bei einer Ehe zwischen einem so ungleichen Paar herauskommen muß.

Trotzdem grüßt man höflich, wünscht Glück, erkundigt sich nach dem werten Befinden, und Hella Kindlmann winkt mit dem Zaunpfahl, daß man sie zu einem Besuch einladen möge. Als sie nicht eingeladen wird, weil die Traude noch kein Bedürfnis nach Geselligkeit hat, erzählt die Gekränkte den Leuten, der Reichtum habe die Traude Tonandinel hochnäsig gemacht.

Doch was liegt an dem? Das Quälendste ist doch die Untätigkeit, die markverzehrende Eintönigkeit eines inhaltsleeren Daseins, das Gefühl des Überflüssigseins. Wie gut ist doch die junge Frau Kathrein daran! Sie trägt jetzt wieder ein Kind unterm Herzen, ihre Zwillingsbuben gedeihen prächtig, von früh bis spät hat sie zu tun, in Haus und Garten, Kuhstall und Milchkeller, die Arbeit fliegt ihr nur so von der Hand, ihre Anordnungen sind klar und freundlich. Glatt und jung ist sie und schönhüftig und allzeit lustig. Sie kann sich aber auch freuen, weil sie sieht, daß sie etwas vor sich bringt, daß es vorwärtsgeht, und weil sie die Kinder aufziehen und für die Ihren sorgen kann, kurzum, weil ihre Tätigkeit Sinn und Wert hat und ihr Leben ausfüllt. Und obgleich Jörg Wiederschwing der Hauswirt ist und unter dem Einfluß seiner tatkräftigen Frau sich bemüht, es ihr gleich zu tun, so bleibt doch die Bäuerin der Mittelpunkt des Ganzen, versteht alles am richtigen Ende anzupacken, sparsam zu hausen und Schwierigkeiten zu meistern. Und wenn sie etwas Schweres über den Berg gebracht hat, beispielsweise aus dem Ertrag der Milchwirtschaft eine elektrische Buttermaschine anschaffen und trotzdem noch etwas auf die hohe Kante legen konnte, dann nickt sie ihrem Mann lachend zu: „Siehst du, Jörg, wie es geht!"

Ludwig Wiederschwing will sich auf die Bienenzucht verlegen und ist vollauf beschäftigt, im Obstgarten die Wohnungen vorerst für ein Dutzend Völker einzurichten. Körperlich ist er nunmehr wieder ganz der alte, aber das Lebensfeuer und der Übermut sind nicht mehr da. Er hat sich mit dem Opfer seines Kindes abgefunden, aber ganz darüber hinwegkommen kann er nicht, er ist ernst und still geworden, und in seinem gutmütigen Gesicht ist ein leidvoller Zug. Die regelmäßigen Stammtischabende haben auch aufgehört, den Lodenwalker Rosenzopf plagt das Zipperlein, und Dr. Krust hat es nach wie vor mit der Leber zu tun. Manchmal ist es besser, manchmal geht es ihm elend.

In der letzten Zeit setzt ihm das Leiden besonders arg zu, und einmal weiß sich die Sabine nicht anders zu helfen, als daß sie einen Arzt zum Beistand ruft. Der Anfall geht vorüber, doch in der Stadt verbreitet sich alsbald das Gerücht, daß es dem Dr. Krust schlecht gehe und er es wohl nicht mehr lange machen werde. Die Kunde kommt auch einem seiner Schulfreunde zu Ohren, der als ausgedienter Mönchspriester einen beschaulichen Lebensabend verbringt, und er beschließt, einmal bei dem alten Ketzer nach dem Rechten zu sehen, ob er vielleicht das Bedürfnis habe, mit seinem Herrgott Frieden zu machen.

Der eingefleischte Haeckelianer, dem Gott die Welt und die Welt Gott bedeutet, empfängt auch diesen Jugendfreund nicht weniger beißend als die andern. „Servus! Columbanus, du wohlbeleibte Taube des Friedens sonder Gallen", knurrt er mit ingrimmigem Lächeln, und auf die Frage nach seinem Befinden, fährt er fort: „Siehe, der Leichnam ist mehr als vier Tage gelegen, allein er stinket noch nicht gleich dem Lazaro."

„Krust", erwidert der freundliche Priester und trocknet mit einem roten Sacktuch den ziemlich kahlen Schädel, denn es ist bereits Sommer und heiß. „Statt Gott zu danken, daß er dich zu Jahren kommen läßt, versündigst du dich. Das ist nicht gut. Wir sind nicht mehr die jüngsten und können jeden Tag vor den Richterstuhl des Herrn berufen werden. Wie willst du dort bestehen?"

Um die Lippen des alten Haudegens spielt ein eigentümliches Lächeln. „Columbane!" spricht er. „Ich glaube, ich bin in Ehren grau geworden. Ich habe Hungrige gespeist, Durstige getränkt, Witwen und Waisen unentgeltlich behandelt, und manche, wenn sie auch nicht gerade nackt, sondern nur zerlumpt waren, bekleidet. Im Krieg hab' ich ein Feldspital geleitet. Mein Land und mein Volk hab' ich immer geliebt. Daß ich nebenher an den unterschiedlichen irdischen Freuden Gefallen fand, ist nur selbstverständlich, denn wozu wären die irdischen Freuden geschaffen und die Fähigkeit, uns ihrer zu freuen, in uns gelegt, wenn wir sie nicht genießen und nützen dürften? Und nun sage mir, o Columbane, würdest du es übers Herz bringen, eine Katze, die dich gekratzt hat, bei lebendigem Leib zu braten?"

„Ich könnte es nicht", antwortete der Priester. „Du aber sollst Gott, deinen Herrn, ehren und lieben und nicht wider ihn sündigen."

„Ich ehre ihn in jedem Käfer und Grashalm, in jeder Blüte und Frucht. Ich liebe ihn im Ziehen des Windes, beim Scheinen der Sonne und beim Rollen der Donner, beim Birschen im Wald und beim Schreiten auf lichten Höhen mit der Schau in die wunderschöne Welt. Wie könnte ich sündigen, wenn ich das Leben und die Kräfte, die mir gegeben sind, nach bestem Vermögen nütze, vor der Pracht und Erhabenheit der unendlichen Schöpfung in Ehrfurcht mich neige, über die Leiden nicht klage, aber auch die Freuden nicht verachte und bescheiden genug bin, zu glauben, daß im Riesenbau des Alls, im Reigen der Myriaden Sonnen die Erde nur ein Stäubchen ist, und der Mensch auf ihr — du lieber Himmel, bei solcher Vorstellung wird ihm gegenüber das Atom zum Gaurisankar! — Aber wir wollen nicht weiter darüber reden, o Columbane, alter Schwede und Schulkamerad, ich ahne, was dich zu mir geführt hat und danke dir für deine Treue. Dein Name bedeutet Taube, und zur Friedenstaube gehört das Ölblatt. Ein solches besitze ich nicht, doch ein nicht minder berühmtes, das Lorbeerblatt, befindet sich als Würze bei meinen Forellen, und diese Fischlein wollen wir uns jetzt zu Gemüte führen und weißen Terlaner dazu genießen, denn es freut mich wirklich, daß du gekommen bist."

Die Schmerzen verbeißend, erhebt er sich und läutet seiner Wirtschafterin. Die sanfte Sabine hat es längst aufgegeben, dem Steinschädel wegen seiner Lebensweise ins Gewissen zu reden.

Wacker schmausen die beiden Schulkameraden und reden von den Zeiten, da Pater Kolumban noch als Jakob Zimpernig, Joggl genannt, das Gymnasium belebte und mit Bleichgesichtern und Rothäuten am Lagerfeuer Speck und Schinken teilte; denn er war eines wohlhabenden Bauern Sohn und gutmütigen Herzens. Gütig und mild ist er auch heute noch, kein unduldsamer Eiferer, sondern ein verstehender Freund, der von ihren Unvollkommenheiten bedrängten Menschen. Aber als Feldpater hat er mit dem Kreuz in der Hand manchen Sturm gegen feindliche Höhenstellungen inmitten seiner Truppe mitgemacht und das Eiserne Kreuz besitzt er auch.

Sie schwelgen in Erinnerungen, und der Terlaner duftet wie die blühende Sommererde. Die Sabine kommt herein

und fragt, wie es mit dem Abendessen gehalten werden soll. Erschrocken sieht Pater Kolumban nach der Uhr und will sich verabschieden. Aber als ihm der Doktor Eiernocken mit Specksalat in Aussicht stellt, bleibt er gern.

Die Nocken sind goldgelb und locker, die Herzblätter des Salats knirschen. Und Joggl Zimpernig, der alte Krieger, singt: „Ich bin ein Kaiserschütze, der Feind es gar wohl weiß!" Die Fäuste schlagen den Takt dazu, die grauen Augen funkeln, schief sitzt das schwarze Seidenkäppchen auf dem Rundschädel. Um elf Uhr bricht er auf. Und der schwerkranke, totgesagte, der unverwüstliche Haudegen geleitet den fröhlichen Schulfreund festen Ganges, ohne Wanken und Schwanken durch die nächtlichen Gassen nach Hause. Dann geht er ins Kaffeehaus und liest die Zeitungen.

Dies ist die Mär vom Versehgang des Paters Kolumban und der Auferweckung des Dr. Krust, die sich alsbald in der Stadt verbreitet, und Rechnungsrat Grimschitz, der wieder einmal mit Oberlehrer Kindlmann allein beim Stammtisch sitzt, schüttelt den Kopf. „Ich könnte das nicht", sagt er. „Ich muß meine Ordnung haben, vormittags ein warmes Supperl, mittags weißes Fleisch und erst nach dem Abendessen ein Weinerl, aber mit Maß, mit Maß! Und mit dem Leberl ist überhaupt nicht zu spaßen, das müßte der Krust selber am besten wissen, und ich verstehe ihn nicht, ich verstehe ihn nicht."

Nein, er versteht ihn nicht, und noch weniger den höllischen Humor, mit dem dieser rauhe Stoiker dem gefürchteten Zwingherrn Tod gleichgültig ins grinsende Knochengesicht sieht und ihn als etwas durchaus Unwichtiges und Nebensächliches behandelt.

„Man hat das seinige im Leben getan, man ist nichts mehr nütze, das Werkel will nicht mehr laufen, nun gut, so soll es stillstehen. Nicht der Rede wert, laßt die Zügenglocke läuten, einer macht Platz!"

So spricht Dr. Krust zum Marhofer, der eben dabei ist, seinen Lindenhonig zu schleudern, und es sind seltsame Begleitworte zu so süßer Beschäftigung. Sie wurden aber ausgelöst, weil Ludwig Wiederschwing einmal umgekehrt den Freund gebeten hatte, er möge sich ebenfalls schonen und seine Kraftgeniestreiche unterlassen.

Auch die Traude hat zugehört, und als sie heimfährt, kommt sie von den Worten nicht los: „Man hat das seinige im Leben getan." — Und sie? Jung, gesund, an Arbeit gewöhnt und arbeitswillig, ist sie zu einem leeren Dasein verdammt. Das kann nicht so bleiben.

„Lieber Freund", spricht sie, als sie abends mit Tonandinel beisammensitzt. „Ich möchte dich um etwas bitten."

Sein Gesicht strahlt. „Endlich einmal, Traude! Das hast du noch nie getan. Was willst du? Was soll ich tun? Vermag ich's, so hast du im voraus mein ja."

„Zu tun brauchst du nichts, du sollst nur mich etwas tun lassen. — Du hast selbst einmal gesagt, daß wir Kameraden sein wollen. Wie kann ich dir Kamerad sein, wenn ich deine Arbeit nicht kenne, deinen Wirkungskreis, vielleicht auch deine Sorgen? Laß mich Einblick nehmen, laß mich mitarbeiten, aber nicht nur so zum Schein, sondern auf ein'em Platz, den ich wirklich ausfüllen kann. Ich werde mir alle Mühe geben, mich hineinzufinden."

Erstaunt blickt er sie an. „Aber Traude, das hast du doch nicht notwendig."

„Bitter notwendig! Du glaubst gar nicht, wie leer mein Leben ist."

„Leer, Traude? Und ich glaubte, du hättest alles."

„Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt", unterbricht sie ihn leidenschaftlich. „Ja, Erminio! Alles! Nur das eine nicht, das Wichtigste, das Unentbehrlichste: Arbeit!"

„Der Haushalt . . ."

„Wird von der Justine geführt. Sie braucht mich nicht dazu, niemand braucht mich! Und wenn sie mich fragen, so wissen sie im voraus, daß ich zustimmen muß. Oder soll ich, wenn sie einen Waschtag für morgen vorschlägt, mich auf übermorgen versteifen? Ist das eine Tätigkeit? Alles ist so, wie sie's vorschlagen, am besten, und ich habe nur zu nicken, wie eine Pagode . . ."

Ihre Erregung macht ihn besorgt. „Aber davon hatte ich wirklich keine Ahnung. Wenn es dir recht ist, setze ich der Justine ein Ruhegehalt aus . . ."

„Das würde die brave und rüstige Frau nur kränken und für mich wenig ändern, es bleibt noch zuviel Dienerschaft. Du darfst nicht vergessen, daß ich aus kleineren Verhältnissen komme, daß ich überall fest zugreifen mußte, ich bin am Herd und beim Waschtrog gestanden, habe die Kühe gemolken und die Schweine gefüttert, das konnte ich als Tochter des Marhofes tun, aber ich darf es nicht als Frau eines Großkaufmanns. Ich habe aber auch einen kaufmännischen Kurs mitgemacht, um dem Vater die Bücher führen und Geschäftsbriefe erledigen zu können. Das mag freilich eine viel einfachere Sache sein, als in deinem Hause. Aber gib mir eine Arbeit, die das Gefühl, nur deine verhätschelte Gattin und sonst nichts zu sein, von mir nimmt und mich befriedigen kann durch das Bewußtsein, wirklich etwas zu leisten. Fast ein Jahr habe ich nun gefaulenzt, jetzt will ich endlich wieder — leben!"

Tonandinel ist im ersten Augenblick fassungslos über den Ausbruch lang verhehlter Gefühle. Mit gesenktem Kopf geht er ein paarmal im Zimmer auf und ab. Die Teppiche machen seinen Schritt unhörbar, es ist still. Dann bleibt er vor ihr stehen, legt ihr sacht die Hand auf den Arm. „Traude, das ist ja schrecklich! Ich will dir alles Widerwärtige aus dem Weg räumen und mache dir gerade dadurch den größten Kummer. Das ist doch alles leicht zu ändern. Hättest du nur früher ein Wort gesagt! Du kannst von morgen an oder wann es dir paßt, in meinem Arbeitszimmer sitzen, und ich will dir Arbeit geben, soviel du nur wünschst. Ich will dich in alle Zweige unseres Geschäfts so einführen, als solltest du einmal mein Prokurist werden. Und so sehr es mich betrübt hat, zu erfahren, daß du dich an meiner Seite unbefriedigt oder gar unglücklich fühlst, so sehr freue ich mich, daß du in Wahrheit mein Kamerad sein willst, und daß ich von nun ab mit dir zusammen arbeiten darf. Und diese Arbeit wird ernst und fröhlich sein, verlaß dich drauf."

Lächelnd blickt sie ihm in die aufblitzenden Augen. „Nun muß ich dir also wieder ein'mal danken, Erminio. Aber eins sei noch richtiggestellt: Nicht das Leben an deiner Seite, sondern deine allzu große Güte und Verwöhnung hat mich unbefriedigt gemacht, unglücklich nicht . . ." Das „mehr" spricht sie nicht aus.

Mit Beginn der nächsten Woche meldet sich Traude Tonandinel im Geschäft ihres Gatten als Lehrling.

(Fortsetzung folgt.)

Herzen auf!

Herzen auf und Lippen frei,
Laßt das hohe Lied erschallen,
Deutsche Jugend will zum Quell
Deutscher Urkraft wallen.
Will erwachsen für die Tat,
Für des Volkes höchste Dinge —
Hände frei und frei den Blick,
Daß der Schwur erklinge:
Alles, was wir tun und denken,
Soll nur immer Deutschland sein,
Ihm das Höchste froh zu schenken,
Jeden Atemzug ihm weihn,
Niemals von der Fahne lassen,
Immer stark sein in der Not,
Immer treu zusammenhalten,
Kamerad sein bis zum Tod!

Herzen auf und Lippen frei,
Laßt das hohe Lied erschallen,
Deutsche Jugend will zum Quell
Deutscher Urkraft wallen.

Clemens Conrad Rößler.

Der Wortschatz des deutschen Volkes

Die Mundartforschung vollbrachte neue Großtaten.

Von Dr. Anneliese Bretschneider.

Die deutsche Mundartforschung setzte gleichzeitig mit der germanischen Sprachwissenschaft ein, denn Jacob Grimm und Joh. Andreas Schmeller sind Zeitgenossen und wurden sogar im gleichen Jahre 1785 geboren. Während aber J. Grimm die Schriftsprache und ihre Geschichte zum bevorzugten Gegenstand seiner Forschungen machte, wandte sich Schmeller der Erforschung der deutschen, insbesondere bayerischen Mundarten zu und wurde mit seinen Werken: „Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt" (1821), und dem „Bayerischen Wörterbuch" (1827—1837) der Begründer der deutschen Mundartforschung, die seitdem stets lebendig geblieben ist und fortgesetzt an Bedeutung gewonnen hat.

Schmellers Wörterbuch ordnete sich neben das von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm geplante und begonnene „Deutsche Wörterbuch" und brach die Bahn für die nun folgenden großen **regionalen Wortschatzsammlungen**, die Mundartwörterbücher der deutschen Landschaften. Die Liebe Jacob Grimms galt überwiegend der alten Sprache, und ihrer Entstehung in der Jugendzeit unseres Volkes nachzuspüren, war er mit der Begeisterung des echten, schöpferischen Romantikers unablässig bemüht. Daß die Gegenwart und das lebende Sprachgut des Volkes dabei nicht zu vollem Recht kamen, erklärt sich aus dieser auf den Ursprung der nationalen Geistesgüter gerichteten Schau. So konnte es kommen, daß das Wort „mundartisch" bei J. Grimm manchmal einen Beigeschmack von Geringschätzung hat, und so konnte es kommen, daß im Rahmen seines großen Werkes, des „Deutschen Wörterbuches", der Wortschatz der Landschaften nur recht geringen Eingang gefunden hat. Es ist vielleicht kein Zufall, daß sich die Bezeichnung „Grimmsches Wörterbuch" für das Riesenwerk eingebürgert hat; denn es mag mit dem Entstehen der gewaltigen Sammlungen des landschaftlichen Wortschatzes mehr und mehr die Einsicht gewachsen sein, daß der umfassende Titel „**Deutsches Wörterbuch**" nur einem Werke zukommen sollte, das gleicherweise den Wortschatz der Schriftsprache mit ihrer „Bildungswärme" wie auch den der Volkssprache mit ihrer Lebensnähe umfassen müßte.

Dem Beispiele Schmellers folgten zuerst die Landschaften des süddeutschen Sprachraumes: 1854 wurde das Schwäbische Wörterbuch begründet, 1862 das Schweizerische Idiotikon, 1887 das Elsässische, 1894 das Badische, 1895 das Siebenbürgisch-Sächsische Wörterbuch. Nach der Jahrhundertwende wurden bis 1912 nicht weniger als 14 große Mundartenwörterbücher auch in Mittel- und Norddeutschland ins Leben gerufen, und schließlich folgte in der Nachkriegszeit die Gründung von acht neuen, großen Wörterbuchunternehmungen. Vor nicht allzu langer Zeit gelang es Professor **W. Mitzka**, der den Deutschen Sprachatlas leitet und das „Kartell der deutschen Mundartwörterbücher" von Marburg (Lahn) aus betreut, eine Wörterbuchforschungsstelle in Magdeburg für die westelbischen Landschaften und eine in Schneidemühl für die Grenzmark Polen-Westpreußen einzurichten. Jetzt hat der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung der Errichtung des Brandenburg-Berlinischen Wörterbuchs zugestimmt, wodurch nunmehr die letzte Lücke in der Erfassung des Wortschatzes unseres Volkes geschlossen werden konnte. Der mundartlichen Ausschöpfung gerade dieses Gebietes stellen sich besondere Schwierigkeiten entgegen, weil mitten in der Mark Brandenburg das riesige Verkehrs- und Kulturzentrum der Reichshauptstadt liegt, das seine Sprachwellen seit langem unermüdlich in die umgebende Landschaft hineinstrahlt, aus deren Schoß umgekehrt einstmals mundartliche Sprachformen durch die bodenständige Bevölkerung des alten Berlin in die Volkssprache der Riesenstadt eingeströmt sind.

In den Kanzleien der Mundartwörterbücher ist in aller Stille und unermüdlicher Kleinarbeit eine Sammlung herangereift, deren Bedeutung noch gar nicht abzusehen ist. Schon jetzt kann getrost gesagt werden, daß jedes Wörterbuch mit seinem Schatz an Bezeichnungen aus dem Bauernleben, aus der Dorfgemeinschaft, aus dem Erlebnis von Wald und Flur, von Meer und Gebirge, mit seinen volkstümlichen Redensarten, Reimen und Sprüchen, Wetterregeln und Sprichwörtern ein getreues Abbild des Volkstums jeder Landschaft ist. Denn die Sprache an sich ist ein Spiegel des Volkslebens, der nichts verfälscht und der das Denken und Fühlen des Volksmenschen echter wiedergibt als jede Reisebeschreibung oder jeder Roman.

Es kann auch schon gesagt werden, daß die landschaftlichen Wortschatzsammlungen einen tiefen Blick in die Vergangenheit unseres Volkes gewähren. Denn die Sprache des Volkes ist ein Hort alter, ja uralter Bezeichnungen, die häufig bis in die Vorzeit unserer Ahnen hinaufführen. Wir finden da z. B. noch das Wort Wuotes für die wilde Jagd, die nach dem Glauben des Volkes in stürmischen Herbstnächten durch die Lüfte braust, und irren uns nicht, wenn wir darin Wuotan (Wodan) wiedererkennen, der in alter Zeit das Heer der gefallenen Krieger anführte. Die Welt der Wald-, Berg- und Wichtelmännchen, der Wilden Frauen, Feen und Zauberinnen, die aus der Vergangenheit in unsere schönsten Märchen eingegangen ist, leuchtet auch im Wortschatz des Volkes wider. Gehen wir diesen und manchen anderen Spuren alter deutscher Vergangenheit in den Wörterbüchern der Landschaften nach, so denken wir wehmütig an Jakob Grimm, seine Liebe zur alten Sprache und an sein Suchen nach dem Ursprung des schöpferischen Sprachgeistes: er suchte ihre Wurzeln in der Schriftsprache und konnte noch nicht ahnen, daß die ungeschriebene Sprache des Volkes treuer als jene das kostbare Vermächtnis alter Zeiten gehütet hat.

Das „Grimmsche Wörterbuch" umfaßte drei Bände, als der Tod Jakob Grimm den Griffel aus der nimmermüden Hand genommen hatte. Seitdem haben Generationen an diesem Werke gebaut, und jetzt steht es kurz vor der Vollendung. Aber mit dem Grimmschen Wörterbuch ist das „Deutsche Wörterbuch" noch nicht geschaffen. Noch fehlt in ihm der ganze quellende Reichtum aus der deutschen Volkssprache. Und noch ist der Wortschatz des Volkes auch in den Mundartwörterbüchern nicht ganz geborgen. Zwei der großen Wörterbücher konnten kürzlich den Druck abschließen: das Schwäbische Wörterbuch legte nach einer Druckzeit von 32 Jahren sechs stattliche Bände und das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch nach einer Erscheinungsdauer von zehn Jahren fünf Bände vor. Das Rheinische Wörterbuch hat bisher vier Bände herausgebracht und ist damit zur Hälfte publiziert. Den Druck begonnen haben das Hessen-Nassauische, das Badische, Preußische, Schlesische und Mecklenburgische Wörterbuch. Wenn dereinst diese große Ernte ganz eingebracht sein wird, dann erst werden wir daran gehen dürfen, das „Deutsche Wörterbuch" zu schreiben, das in sich die Bildungswärme und die Lebensnähe der deutschen Sprache als Abbild deutscher Gesamtkultur vereinigt.

Die Spinnerin an der Grube.

Wenn wir heute den altehrwürdigen Brauch des Spinnens zu neuer Blüte erwecken, dann geschieht dies natürlich unter Verhältnissen, die auf die modernen Errungenschaften der Technik Rücksicht nehmen. Es kommt nicht mehr in Frage, daß die Spinnerin durch ihr Gewerbe einen Plattfuß, einen Elefantendaumen und eine Hängelippe erhält. In alter Zeit waren selbst die Zurichtungen zum Spinnen alles andere als harmlos. Besonders schlimme Erfahrungen hat man damals mit den Flachrösten gemacht. Das waren Gruben, in denen die Flachsbündel eine Weile faulen mußten. Da entstand denn ein höchst übles Gewässer. Der böse Geruch war meilenweit zu spüren. Wenn Überschwemmungen oder Regengüsse den Inhalt der Röstgrube in die Flüsse entführten, gab es ein großes Sterben unter den Fischen. Der Trank wirkte unbedingt tödlich. Einmal, im Jahre 1868, ist es vorgekommen, daß Kinder an einer solchen Flachröste ihren Durst stillten. Das wurde ihnen sehr zum Schaden. Von den vierzig Menschen, die damals dies Versehen begingen, starben im Verlaufe von fünf Tagen alle außer dreien.

Kommissarische Leitung: Dr. Karl Hans Fuchs
Chef vom Dienst: Marian Hepke
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: I. V. Marian Hepke
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Edmund Przygodzki, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: A. Dittmann, Bromberg